



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Berausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis gan-jährig: Österreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 öK., Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 24.000 u. K., Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 1.

Januar 1927.

XXX. Jahrgang.

Herzlichen Neujahrsgruß

bieten wir allen verehrten

Wohltätern der Mission und Abonnenten

unserer Zeitschrift.

Das göttliche Kind von Bethlehern gebe uns seinen heiligen Segen, damit wir alle Tage und Stunden des neuen Jahres so zubringen, daß sie zu seiner Ehre gereichen und wir uns ihrer freuen können in der Ewigkeit.

Die Liebe zur Mission, die wackere, tätige Mithilfe am großen Werk der Weltbekehrung wollen wir neu entfachen.

Kein Tag ohne Gebet, keine Woche ohne ein kleines Opfer für die Bekehrung der Heiden!

Mit herzlichem Gruß

Die Schriftleitung.





Hochw. P. Alois Mohn, F. S. C.
Apostolischer Präfekt von Lydenburg.



An uns Missionäre für Transvaal im fernen Südafrika hat heuer das liebe Christkind besonders gedacht und uns eine gar liebe Weihnachtsgabe

bestürmt, bald einen solchen zu senden. Und nun ist er da: aus der Ewigen Stadt kommt die Freudenbotschaft, daß der Heilige Vater den



beschert, und weil du, lieber Leser, unsere Leiden so tapfer geteilt, lade ich dich herzlich ein, dich mit uns auch in unsere Freude zu teilen. Auf wiederholtes Bitten unseres bisherigen Apostolischen Präfekten von Lydenburg, Mgr. P. Daniel Kaučzor, hatte der Heilige Stuhl seine Resignation angenommen. Unsere südafrikanische Mission war dadurch eine Zeitlang verwaist gewesen und alle unsere Missionäre, große und kleine, haben voll Sehnsucht nach einem Apostolischen Präfekten ausgeschaut und das Kindlein von Bethlehem mit heißem Flehen

bisherigen Obern unseres Missionshauses in Graz, Hochw. P. Alois Mohn, zum Apostolischen Präfekten von Lydenburg ernannt habe.

Als Student war er von den Gestaden der Ostsee gekommen, hatte in unserm Missionshaus in Milland bei Brigen den Grund gelegt zu späterem Wirken, war dann ins Land seiner Sehnsucht, nach Afrika, geeilt, wo ihm die heiligen Weihen das priesterliche Heiligtum eröffneten, und hatte dann in jahrelanger, harter Arbeit unter den Schilluknegern als

Streiter Christi trotz Malaria und Tropenhitze ausgeharrt, bis der Weltkrieg ein „Halt!“ gebot. Als Internierter mußte er in jahrelangem Gedulden seine Missionsbegeisterung zurückdrängen, und als sich endlich die Tore des Gefangenenlagers erschlossen, berief ihn das Vertrauen seiner Obern zu seinem Leiden nach Europa, wo er als Assistent des Generalobern und als Hausoberer in Graz wirkte und mannhaft die Schwierigkeiten einer Neugründung trug. Gar manches harte Kreuz hat er getragen, in manch hartem Kampfe seine Kräfte gestählt, und wenn er jetzt zum Apostolischen Präfekten erkoren wurde, so sagt er sich mit Recht, daß das Kreuz, das Zeichen seiner neuen Würde, auch ein Zeichen seiner

Würde sei, denn die Mission liegt ja noch ziemlich in den Anfängen. Doch geht er, durch das Kreuz gestärkt, mutig in den Kampf, den er mit Gottes Hilfe auch siegreich zu Ende führen wird. Dich aber und alle Freunde und Gönner unserer Mission bittet er, und das ist auch unsere Bitte, helft beten, daß der Herr seine Bemühungen segne, damit er recht vielen armen Heiden zum Himmel verhelpe und selber einst in ewiger Seligkeit sich droben erfreue. Möge er mit gleichem Mute sich der armen Kaffern annehmen wie früher der Sudanesen und ihnen und uns recht lange erhalten bleiben: Gott zur Ehre, der Kirche zum Ruhme, den Heiden zum Heile!



Seligspredung des abessinischen Märtyrers Gebra Michael.

Von Hochw. P. Heinrich Wohnhaas, F. S. C.



Am 3. Oktober vergangenen Jahres hat der Heilige Vater den einheimischen abessinischen Priester und Märtyrer Abba Gebra Michael in die Zahl der Seligen aufgenommen und ihm die Ehre der Altäre zuerkannt. Die feierliche Seligsprechung dieses afrikanischen Blutzengen beweist aufs neue, wie sehr dem Papste die Heranbildung einheimischer Priester, auch im dunklen Weltteil, am Herzen liegt. Sie soll aber auch die Katholiken anspornen, das Missionswerk eifriger zu fördern, damit möglichst bald in allen Missionsländern mit der Schaffung eines bodenständigen Klerus begonnen werden kann; denn Europa ist auf die Dauer außerstande, so viele Glaubensboten zu senden, als die Bekehrung der Heidenvölker erheischt. Daß die Söhne Chams befähigt sind, die erhabenen Pflichten des katholischen Priestertums zu erfüllen, zeigt sonnenklar die wachsende Zahl guter Negerpriester in Mittelasrika. Auch das Leben und Martyrium des seligen Gebra Michael erbringt dafür ein glänzendes Zeugnis.

Die Heimat des Seligen ist Abessinien, ein großes, aber schwach bevölkertes Gebirgsland im Nordosten Afrikas. Schon im 4. Jahrhundert fand die katholische Religion Eingang in die abessinischen Berge. Ihre Wegbereiter waren Adefius und Frumentius, die als Sklaven an den König von Asum verkauft wurden, am

Hofe jedoch zu Macht und Einfluß gelangten. Frumentius erhielt im Jahre 328 vom heiligen Athanasius zu Alexandrien die Bischofsweihe und kehrte dann nach Abessinien zurück, wo er den König Mizana taufte, Kirchen und Klöster erbaute und blühende Christengemeinden schuf. Im 6. Jahrhundert jedoch fiel Abessinien der monophysitischen Irrlehre anheim. Viele Versuche wurden im Laufe der Zeiten unternommen, um das abessinische Volk zum wahren Glauben zurückzuführen. Sie endeten schließlich in blutiger Verfolgung.

Als im vorigen Jahrhundert die Missions-tätigkeit in Nordafrika wieder einsetzte, errichtete Papst Gregor XVI. 1839 die Apostolische Präfektur Abessinien und ernannte zum Vorstand dieser schwierigen Mission den heiligmäßigen Missionär Justin de Jakobis aus dem Orden der Missionspriester des hl. Vinzenz von Paul. Es gelang Justin, in mühevoller Arbeit eine reiche Seelenernte zu erzielen und auch viele vornehme, gebildete Männer zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen. Darunter befand sich auch unser Seliger.

Abba Gebra Michael wurde im Jahre 1791 zu Dibo am Blauen Nil geboren. Herrliche Geistes- und Herzensgaben zeichneten ihn aus. In einem Kloster der Irrlehrer empfing er die erste Ausbildung. Wie ernst er das Studium

auffaßte, erhellet aus dem Umstande, daß er den Schwur ablegte, nicht zu ruhen, bis er die Wahrheit gefunden habe. Um sein Ziel zu erreichen, ergriff er nach 14 jährigem Studium im Alter von 25 Jahren das Mönchsleben und widmete sich den Wissenschaften mit solcher Hingabe, daß er schließlich als der gelehrteste Mann des Landes galt. Er blieb ehelos und bewahrte die Keuschheit unverfehrt. Die göttliche Vorsehung kam diesem aufrichtig ringenden, reinen Gottfucher zu Hilfe. Auf einer Reise ins Heilige Land lernte er den Apostolischen

unerfrocken die religiösen Irrtümer seiner Volksgenossen.

Das Oberhaupt der Irrlehre war damals Abuna Salama, ein ungebildeter, nichtswürdiger und ehrgeiziger Mann. Die Kunde von Michaels Befehrung und seiner apostolischen Wirksamkeit versetzte diesen schismatischen Prälaten in solche Wut, daß er den Diener Gottes überfallen und ins Gefängnis werfen ließ, um ihn zum Abfall vom römisch-katholischen Glauben zu zwingen. Gebra Michael blieb standhaft. Keine Marter lößte ihm Furcht ein. Auf Verlangen der Königin



Schwarze Schulkinder aus der Missionsstation „Maria-Trost“.

Präfecten Justin de Jakobis kennen, schloß sich ihm an und besuchte mit ihm Rom. Das tugendhafte Beispiel des Glaubensboten, seine religiösen Gespräche und überzeugenden Beweise von der Wahrheit des katholischen Glaubens lösten Michaels Seele aus dem Netze der Irrlehre. Seine Zweifel und Bedenken zerfloßen wie Nebel vor der aufgehenden Sonne und er faßte den Entschluß, den katholischen Glauben anzunehmen. Nach Hause zurückgekehrt, führte er seinen Vorsatz starkmütig aus; er stand damals im 50. Lebensjahre. Seine ganze Kraft stellte er fortan in den Dienst der Mission. Er wirkte als Professor an dem 1845 gegründeten Seminar zur Heranbildung einheimischer katholischer Priester und bekämpfte

erhielt er die Freiheit wieder und kehrte zu Justin zurück, der inzwischen Bischof geworden war und nun nicht zögerte, dem mutigen Bekenner die Priesterweihe zu erteilen, obwohl er in der Jugend ein Auge verloren hatte. So feierte der Selige mit 60 Jahren sein erstes heiliges Messopfer. Bald danach schloß er sich der Kongregation der Lazaristen an und reiste nach Gondar, der Hochburg der abessinischen Irrlehre, um öffentlich den katholischen Glauben zu predigen und die Häupter der Sekte zu widerlegen. Das Unternehmen bot insofern gute Aussichten, als der abessinische Herrscher selbst Neigung zeigte, den römischen Glauben anzunehmen. Da trat plötzlich eine Wendung der Dinge ein. Im ganzen Lande brach die

Revolution aus. Der rechtmäßige König wurde vertrieben und der ehemalige Bandenführer Kassa, der sich zum General emporgeschwungen hatte, ließ sich unter dem Namen Theodorich II. zum Regus Negeft (Kaiser) krönen. Er war ein erbitterter Feind der katholischen Wahrheit und begann auch alsbald eine Europäer- und Katholikenverfolgung. Die Missionäre wurden des Landes verwiesen. Nun war für Salama der günstige Augenblick gekommen, an Gebra Michael, der ihn seiner Unwissenheit überführt hatte, Rache zu üben.

bis er stirbt", schrieb der Wüterich. „Zerschlagt die empfindlichsten Teile seines Leibes!“ Und der Märtyrer erhielt mit einer Schuhsohle 150 Schläge ins Gesicht und auf das eine Auge. Doch es schien, als ob unter den neuen Schlägen die früheren Wunden verschwänden. Nach zwei Stunden waren die Schergen so ermüdet, daß sie aufhören mußten. Man brachte daher den unerschütterlichen Gottesstreiter in den Kerker zurück. Er ging dabei aufrecht ohne Stütze und ohne jede Spur einer Verletzung im Gesicht. Das Auge, das 70 Schläge erhalten



Schilfftrieger.

Der ehrwürdige Diener Gottes wurde aufs neue ergriffen, in Fesseln gelegt und in einen schauerlichen, schmutzigen Kerker geworfen. Der ruchlose Salama suchte auf alle Weise, sowohl durch die Hoffnung auf Befreiung als auch durch Martern seine Standhaftigkeit zu brechen. Schließlich schleppte man den Seligen vor den Richterstuhl des Theodorus und forderte ihn auf, seinen Glauben zu verleugnen. Als er sich dessen weigerte, wurde er in der grausamsten Weise mißhandelt. Paarweise einander ablösend, zerfleischten die Henker seinen Leib, wobei sie sich der Schweife von Giraffen bedienten, deren lange Haare fast so zäh sind wie Eisendraht. Das Blut floß in Strömen; ganze Stücke Fleisch lösten sich von den Knochen ab. „Peitscht ihn,

hatte, strahlte wie ein Licht. Bald darauf verurteilte ihn der Tyrann zum Tode. Man führte ihn auf die Richtstätte hinaus und band ihn an einen Baum, um ihn zu erschießen. Doch dazu kam es nicht, denn der englische Konsul erhob energischen Einspruch gegen die Vollstreckung des Urteils. Die Todesstrafe wurde nun in lebenslänglichen Kerker umgewandelt. Nicht lange danach zwang man aber den edlen Duldergeis, das Heer auf seinen Fußmärschen zu begleiten. Die Strapazen des Marsches auf ungangbaren Wegen, Hunger, Durst und neue Mißhandlungen zehrten den Nest seiner Kräfte auf. Unter den Truppen brach die Cholera aus. Sie ergriff auch den Seligen. Er konnte nicht mehr gehen und wurde deshalb auf den

Rücken eines Pferdes gebunden. Sein letzter Augenblick nahte. Am 28. Juli 1855 starb er am Rande des Weges, das Haupt auf einen Stein gestützt. Er hatte ein Alter von 64 Jahren erreicht, als er die Krone des Martyriums errang.

Theodoros II. entging dem verdienten Schicksal nicht. England schritt später mit Waffen-

gewalt gegen ihn ein. Nach dem Verlust der Felsenfestung Magdala gab er sich selbst den Tod.

Möge der nun seliggesprochene afrikanische Priester und Blutzeuge vielen jungen Negern am Throne Gottes die unschätzbare Gnade des priesterlichen Berufes und den Missionären eine reiche Frucht ihrer apostolischen Arbeiten erlehen! Seliger Michael, bitte für uns!

Eine Negerhütte und ihre Einrichtung.

Aus einem Briefe des Hochw. P. Dr. Matthias Raffener, F. S. C.
an die Redaktion des „Stern der Neger“.

„... Neulich haben Sie mal verlauten lassen, Freunde Ihres vielgelesenen Blattes hätten sich geäußert, die Bilder im ‚Stern‘ schauten gar nicht nach ‚Wilden‘ aus, sondern seien schon ganz modern.

Nun, dem ist doch nicht so. Die Eingebornen hier haben das ‚Moderne‘ doch nicht so weit angenommen, daß sie die verschleierte oder unverschleierte Nacktheit zur Schau tragen wie die Mode in Europa, die schon auf die Kulturstufe der niedersten, der ureigensten wilden Völker gesunken ist, nicht etwa nur in der Kleidung, sondern auch in Sitten- und Rechtsbegriffen. Unsere Neger sind zwar ein armes, verachtetes, von den Kulturmenschen ausgebeutetes Volk, aber sie besitzen so viel Anstand und Hochachtung des Naturgesetzes, daß sie, wenn auch ärmlich, so doch anständig gekleidet sind. Nur die kleinen Knirpse tragen zu Hause die ‚Mode‘, nenne man sie nun letzte Pariser oder erste Adamsmode; diese Mode schützt sie eben vor dem springenden und krabbelnden Ungeziefer. Aber genug davon. Weil ich aber doch mal beim Tintenfaß sitze — draußen ist's eben kalt, wir haben einen sehr strengen Winter —, so will ich Ihnen mal so eine Negerwohnung und deren Einrichtung beschreiben, so schlicht und einfach, wie diese selber ist.

Man stelle sich darunter also keine mittelalterliche Ritterburg vor mit Erkern, Siebeln und Turm, auch keinen herrlichen Palast nach ehemaliger, kunstliebender Patriziersitte, am allerwenigsten eine eiskalte Zinstaserner, deren Bewohner sich sehr oft nicht einmal kennen; schließlich bewohnen die hiesigen Neger auch keine Erdlöcher wie die Nomaden, die Hirten der reichen Signori in der römischen Campagna in nächster Umgebung der großitalienischen Hauptstadt.

Das eigentliche Zuluhäuschen gleicht in Form und Struktur aufs Haar einer Mausfalle, nicht einer komplizierten modernen, sondern jener einfachen, niedlichen, netten aus Drahtgeflecht mit dem konischen Einschlupfloch, in denen die Mäuschen sich beim Speck so heimisch fühlen, bis die unbarmherzige Bäuerin kommt, um sie der grausamen Kaze zu bringen. Für den Kaffer hat sich die Bäuerin in einen Buren verwandelt und die Kaze in den Kaffenhaß. Freilich muß man sich diese Mausfalle etwas größer vorstellen, nicht aus Draht, sondern aus Holzstäben geflochten, mit Dreck ausgeschmiert und mit Stroh überdeckt; die Türöffnung ist ein ovales Loch an der Seite und nicht so groß, daß ein ordentlicher bayrischer Bierbrauer hindurchschlüpfen könnte; nun, der Kaffer ist schließlich auch kein Bierbrauer. Fenster hat die Mausfalle keines und die Kaffenhütte auch nicht, ist auch nicht notwendig; denn der Neger sitzt bei Tag draußen und bei Nacht liest er keine Romane und Zeitungen, sondern legt sich fein gemütlich auf den Boden, um auch in wilden Träumen noch sein Sklavenlos zu verfluchen.

Doch hier um Lydenburg ist der Typ dieser eigentlichen Kaffenwohnung so ziemlich verschwunden. Der Neger ist fortschrittlich geworden. Der Bure zog ins Land und baute seine Wohnung aus Steinen. Der Eingeborne tut es auch. Für gewöhnlich stehen drei Häuschen beisammen. Das Hauptgebäude ist rechteckig; ein kleineres ist viereckig und ein anderes vielfach rund. Die einzelnen Gebäude sind mit einem mannhohen Schilfrohrgeflecht oder auch durch eine noch höhere Mauer untereinander verbunden und so angeordnet, daß ein geräumiger Hof gebildet wird. Das Ganze ist

nun der „Kraal“, das Einzelgehöft der Raffernfamilie. Geschlossene Dörfer gibt's hier keine. Den Burenwohnungen fehlt diese Gruppierung und folglich der nette Hof. Die Türöffnungen der einzelnen Häuschen führen alle nach innen in den Hof, dessen Boden aus gestampfter und feingeläuteter Erde besteht, wozu die Ameisenhaufen, die famosen Termitenhügel, die oft mannshoch zu finden sind, das Material liefern. Dieser Hof wird sehr sauber gehalten und der Boden bei festlichen Gelegenheiten einbalsamiert mit der warmen Hinterlassenschaft vollgefressener Kinder. Das gleiche gilt vom Hausboden.

Unter den Haustieren hat nur die reinliche,

bei Sonnenaufgang diese kuriose Raupe wieder heraus, dann rollt sie die Matte fein nett zusammen und stellt dieselbe an die Wand. So ein Bett ist doch ein bequemes Möbel; es braucht wenig Raum, enthebt den Neger der Sorge und Mühe des Bettmachens, Bettlüftens und erspart ihm die Auslagen für die Bettwäsche. So ein Bett schaukelt nicht, ächzt aber auch nicht, bricht nicht durch und ist leicht verstellbar.

Als Luxusgegenstand findet man wohl auch mitunter einen Stuhl, ein eineinhalb Spann langes, handbreites Holz mit einem oder zwei spannhohen Füßen, so eine Art primitiven Stuhls (sief Bild unten). Die menschenwürdige



Der Missionär auf „Besuch“.

(In der Mitte vorn der Kochtopf, links ein Bierhufen. Rechts Hochw. P. Dr. M. Raffener, F. S. C., der Schreiber des Artikels.)

liebe, mäusevertilgende Muizi das Privileg freien Zutrittes in den Kraal. Da könnte manche kultivierte Hausfrau auch in Europa von den Raffern Reinlichkeit lernen; fand ich doch irgendwo in einem grünen Bundeslande Küchen, in denen statt der aufräumenden Küchenmagd Hühner und ringelgeschwänzte Säulein herumspazierten; vielleicht deswegen, damit die Bäuerin Eier und Schmalz gleich zur Hand hat!

Die Wohnungseinrichtung ist patriarchalisch einfach. Es gibt hier weder Glas- noch Kleiderschränke noch wurmfstichtige oder wackelige Kästen. Auch braucht der Negerbub keinen Wandspiegel, um eine Mädelfrisur zu ordnen, noch das Negermädels, um einen Bubitopf nachzuäffen. Als ganze Bettvorrichtung dient eine Binjenmatte, in welche sie sich nachts auf dem Boden einrollen; kriecht

Benützung eines solchen rückgratstützenden Möbels erfordert immerhin eine gewisse Geschicklichkeit, sonst kann es vorkommen, daß beim vermeintlichen Niedersitzen die Füße in Luftschnappen und die Sitzseite in bodenküßende Stellung gerät. Das Möbel ist für hohe Persönlichkeiten einfach zu nieder. Uhren sind entbehrlich; der Neger begnügt sich mit zwei Zeitrechnern; beide sind pünktlich und brauchen nicht aufgezogen zu werden: die Sonne am Himmel und der Magen im Leibe.

Nicht weniger einfach eingerichtet ist die Küche. Der Neger ist ein großer Philosoph; er denkt, wozu sich große Bedürfnisse schaffen, wenn man einfach auch leben kann. Sein Frühstück, sein Mittag- und Abendessen für jeden Wochentag vom 1. Jänner bis 31. Dezember besteht aus

einem Griesbrot aus weißem Mais, so eine Abart der famosen welichen Polenta, gewöhnlich ohne Salz und ohne Schmalz. Zur Zubereitung dient und genügt als einziges Küchenmöbel ein gußeisener, dreifüßiger Topf, wie man sie vor alten Zeiten, bevor die Sparherde auf die Welt kamen, auch in Europa als Fleisch- und Kartoffelkochen gebrauchte, wenn auch aus besserem Material. Und da auch jeder normale Kaffer zwei Hände als Geburts Geschenk zu seinem Lebensunterhalt mit auf die Welt bringt, so gebraucht er, praktisch, wie er nun einmal veranlagt ist, die eine Hand als Teller, die andere als Gabel oder Löffel; und so entfallen auch die anderorts üblichen Marterwerkzeuge der Porzellanteller, Messer, Löffel und Gabel, womit nicht selten mehr ohrenzerreißende Tafelmusik getrieben als gegessen wird.

Es erübrigt nur noch, den Biertopf zu erwähnen, der in keiner Hütte fehlen darf. Er wird von den Negern aus dazu geeigneter Tonerde kunstgerecht fabriziert und erreicht oft eine beträchtliche Größe; denn, kann der Eingeborne Südafrikas auch lange großen Durst ertragen, so stellt er doch auch beim Biertrinken seinen Mann, leider nur zu oft in schiefer Linie und wankender Haltung, in Bierfüßlerstellung.

Als Trinkgeschirr dient ihm eine zierliche Kürbisgale, die mitunter mit dem Stengel verbunden einer Schöpfkelle aufs Haar ähnelt. Wie das Kafferbier bereitet wird, das ver- schmeiche ich lieber, und zwar aus Angst, der berauschte Kaffer könnte sonst in den Straßen- gräben Europas noch viel schlimmere und zahlreichere Nachahmer finden."

Die ersten eingeborenen Bischöfe Chinas.

Von Hochw. P. Heinrich Wohnhaas, F. S. C.

China, das größte Heidenland der Erde, mit 440 Millionen Bewohnern, zählte zu Beginn des 19. Jahrhunderts dreihunderttausend Katholiken. Trotz vieler Verfolgungen hat sich die Katholikenziffer nunmehr auf zwei Millionen siebenhunderttausend erhöht. Den 1600 europäischen Missionären stehen über 1100 eingeborene Priester zur Seite. Aber die Bischöfe und Apostolischen Vikare jenes Riesenreiches entstammten bisher den verschiedenen Nationen Europas. Sowohl die erfreuliche Zahl der einheimischen Priester als insbesondere der Gärungs- und Umbildungsprozeß, den das Reich der Mitte gegenwärtig durchlebt, bewogen den Heiligen Stuhl, nun auch chinesische Priester zur Bischofswürde zu erheben und sie an die Spitze der neuerrichteten Kirchen Sprengel zu stellen.

Am 28. Oktober v. J., dem Feste der Apostel Simon und Judas, hat der Heilige Vater selbst sechs chinesischen Priestern im Petersdom die Bischofsweihe erteilt. Pius XI. hat damit das Versprechen einzulösen begonnen, das er am Schlusse seines Missionsrundschriftens vom 28. Februar v. J. gab: „Wir werden, ohne irgendwie zu zögern, auch der einheimischen Geistlichkeit neue Vikariate und Präfecturen anvertrauen.“

Der Entschluß des Papstes, Söhne des

chinesischen Volkes zu Nachfolgern der Apostel zu weihen, hat nicht bloß unter den Katholiken Ostasiens lebhafteste Freude und dankbare Begeisterung geweckt, sondern auch die Aufmerksamkeit der Heidenvölker Gesamtchinas auf das Papsttum und die katholische Kirche hingelenkt. Die neuen Bischöfe gehören teils dem Ordens-, teils dem Weltpriesterstande an. Es sind die beiden Franziskaner Odorich Tscheng, Apostolischer Präfect von Puti, und Ludwig Tschien, Apostolischer Vikar von Fenyang, der Jesuit Simon Tzu, Apostolischer Vikar von Haimen, die beiden Lazaristen Melchior Sosen, Apostolischer Präfect von Lishien, und Josef Hon, Apostolischer Vikar von Taichow, sowie der Weltpriester Philipp Tschao, Apostolischer Vikar von Synghwafu, bisher Sekretär des Apostolischen Delegaten Monsignore Constantini.

Als die neuwählten Bischöfe ihre Kom- reise antraten, wurden sie in Peking, der Hauptstadt Chinas, in Tientsin, Schanghai und Hongkong von den Katholiken mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft und auch seitens der Behörden mit allen Aufmerksamkeiten bedacht. Leider traf den Monsignore Tscheng das Mißgeschick, unterwegs in die Hände räuberischer Soldaten der Nordarmee zu ge- raten. Er entging zwar dem angedrohten Tode, wurde jedoch vollständig ausgeraubt, selbst die

bischöflichen Gewänder wurden ihm abgenommen. Auf die Nachricht hievon veranstalteten die Katholiken eine Sammlung und versahen ihn aufs neue mit dem nötigen Reisegehalt. Der amerikanische Dampfer „Präsident Adams“, auf dem die chinesischen Oberhirten unter Führung des Apostolischen Delegaten Constantini die Fahrt nach Italien unternahmen, hatte die päpstliche Flagge gehißt und prangte im reichsten Festschmuck. Bei der Ankunft in Neapel und Rom wurden sie von den Vertretern der Kirche und des Staates feierlich bewillkommt und vom Volke stürmisch begrüßt. Am 18. Oktober empfing sie der Heilige Vater in Audienz, unterhielt sich mit jedem von ihnen

Feier bei. Unmittelbar nach dem Weiheakt hielt der Papst eine Ansprache, in der er sagte:

„Die feierliche Handlung, durch die Wir, ehrwürdige Brüder, euch hier am Grabe der Apostel die Fülle des Priestertums verliehen haben, ist vollzogen. Damit dieses Ereignis für euch und Uns um so freudreicher und denkwürdiger sei, wollten Wir dafür jenen Tag wählen, an dem Wir selbst vor sieben Jahren die bischöfliche Weihe erhielten. Wir können nun aber die innere Freude nicht mehr zurückhalten, von der Wir durchdrungen sind, zum ersten Male hier in Rom beim römischen Papste einheimische Bischöfe Chinas zu sehen, die bestimmt sind, unter ihren Landesleuten das



Unsere neue Schule auf der Missionsstation „Maria-Trost“.

(Phot. v. P. B. Born, F. S. C.)

in lateinischer Sprache und nahm die Geschenke entgegen, die Chinas Katholiken als Beweise ihrer Dankbarkeit übersandt hatten; darunter befindet sich eine wertvolle Bronzefase, deren Alter man auf 4000 Jahre schätzt.

Die Spendung der Bischofsweihe, an sich schon ein erhebender Ritus, vollzog sich mit all jener Pracht, die das Erscheinen des Stellvertreters Christi in der Peterskirche zu umgeben pflegt. Als mitweihende Bischöfe assistierten dem Papste die Erzbischöfe Constantini und Cremonesi. Es war ein ergreifendes Schauspiel, als die neugeweihten Apostel den ersten oberhirtlichen Segen erteilten. Alle in Rom anwesenden Kardinäle, die Gesandten der Mächte beim Heiligen Stuhl und viele Chinesen, Priester und Laien, wohnten der denkwürdigen

Reich Christi auszubreiten und ihnen den heiligen Glauben zu bringen. Wir wünschen und hoffen, nach und nach auch in anderen Heidenländern eingeborene Priester zum bischöflichen Rang erheben zu können. Wir riefen euch nach Rom, dem Mittelpunkt der katholischen Religion, um euch in diesem majestätischen Tempel des heiligen Petrus zu Bischöfen zu weihen, denn ihr seid die Erstlinge des chinesischen Episkopates. Von Petrus selbst habt ihr das Hirtenamt empfangen, und Petrus hat euch mit seiner ganzen Liebe aufgenommen, da ihr keine geringen Hoffnungen für die Ausbreitung des katholischen Glaubens unter euren Mitbürgern gewährt. Eure Volksgenossen, die Bewohner jener endlosen Länder, in denen seit den fernsten Zeiten

Wissenschaften und Künste blühten, haben einmütig der Anordnung des Heiligen Stuhles Beifall gezollt und die Katholiken haben euch mit Freude und Liebe überschüttet, als ihr nach Rom abreistet. Verwaltet daher das bischöfliche Amt in einer Weise, daß ihr Unseren und eurer Landsleute Wünschen entspricht. In dieser feierlichen Stunde kann ich mit gutem Rechte auf euch das Christusbwort anwenden: Erhebet eure Augen und betrachtet euer ungeheures Land, das schon reif ist zur

chinesischen Mission werden. Man darf mit Grund erwarten, daß das kluge Vorgehen des Heiligen Vaters viel dazu beitragen wird, die von übertriebenem Nationalbewußtsein getragene christentumsfeindliche Stimmung in China abzuschwächen und das Vorurteil hinwegzuräumen, das Christentum sei eine fremde, für die gelbe Rasse unpassende Religion, die Religion der weißen Rasse, der europäischen Eroberer, die sich mit Gewalt chinesischen Bodens bemächtigten und die Freiheit unter-



Feierlicher Tanz bei den Schilluknegern.

Ernte! Gehet, prediget, segnet, denn ich habe euch erwählt, damit ihr hingehet und Früchte bringet und eure Frucht von Dauer sei!"

Möge das glühende Verlangen des Heiligen Vaters in Erfüllung gehen und die Weihe und Einsetzung dieser ersten eingeborenen Bischöfe nicht nur ein Markstein in der Missionsgeschichte Chinas bilden, sondern auch der Ausgangspunkt einer neuen Blütezeit der

drücken. Sind ja doch diese Chinesenbischöfe lebendige Zeugen für die Anpassungsfähigkeit des Christentums an alle Rassen, für die Sendung der Kirche zu allen Völkern und die übernationale Stellung des Papsttums, das alle Nationen mit gleicher Liebe umfängt, um alle zu vereinen im Weltreiche des Gott-Königs Christus.



Rundschau.

Unter diesem Titel werden wir in Zukunft die wichtigeren Ereignisse auf dem gesamten Missionsfeld kurz verzeichnen. Das nachstehende Zahlenbild veranschaulicht den Stand der Heidenmission in Anlehnung an Arens „Handbuch der katholischen Missionen“.

Die Bewohner der philippinischen Inseln sind seit langem katholisch. Nur wenige Gebiete

weisen noch Heiden auf. Bei Vorderindien wurde die Zahl der einheimischen Priester in den syromalabarischen Bistümern gesondert angegeben (1777). Die Zahl der auswärtigen Ordensschwestern beträgt etwa 13.000; die der einheimischen rund 20.000. Die Gesamtsumme der Missionslehrer und Katechisten wird auf 65.000 beziffert.

Gegenwärtiger Stand der katholischen Heidenmission.

Land	Heiden (in Millionen)	Katholiken	Katechu- menen (Tauf- schüler)	Europäische Priester	Einheimi- sche Priester	Europäische Brüder	Einheimi- sche Brüder
1. Asien.							
1. Japan	64.2	89.740	2.190	186	41	55	81
2. Korea	17.8	100.970	2.890	68	44	12	5
3. China	444.2	2,277.420	522.270	1631	1132	235	188
4. Hinterindien	51.2	1,308.470	33.410	562	1040	190	50
5. Philippinen	7	558.000	? 440	136	2	48	—
6. Nieder-Indien	49.4	104.670	13.650	176	—	113	—
7. Vorderindien	280.4	2,470.940	83.660	996	{ 170 1777 }	201	242
8. Ceylon	3.7	373.140	2.220	189	102	82	124
9. Arabien	5	610	—	5	—	3	—
Summe	922.9	7,283.960	660.730	3949	4308	939	690
2. Afrika.							
1. Nordafrika	75.4	279.370	194.280	796	99	522	22
2. Mittelfrika	33.2	1,165.550	550.670	1037	45	409	29
3. Südafrika	9.1	182.220	34.140	484	4	400	2
4. Afrikanische Inseln	2.8	666.560	37.640	293	11	134	37
Summe	120.5	2,293.700	816.730	2610	159	1465	90
3. Amerika.							
1. Nordamerika	6.2	? 406.410	? 4.790	612	6	178	—
2. Mittelamerika	0.04	210.490	240	90	3	69	—
3. Südamerika	0.66	1,556.130	6.900	537	73	273	19
Summe	6.90	2,173.030	11.930	1239	82	520	19
4. Australien und Ozeanien.							
1. Australien	} 0.05	14.790	? 20	59	—	39	—
2. Neuseeland							
3. Ozeanien	1.9	227.740	13.160	396	12	211	34
Summe	1.95	242.530	13.180	455	12	250	34
Zusammenfassung.							
1. Asien	922.9	7,283.960	660.730	3949	4308	939	690
2. Afrika	120.5	2,293.700	816.730	2610	159	1465	99
3. Amerika	6.9	2,173.030	11.930	1239	82	520	19
4. Australien	1.95	242.530	13.180	455	12	250	34
Gesamtsumme	1052.25	11,993.220	1,502.570	8253	4561	3174	842
		13,495.790		12814		4016	



Der Kampf gegen das Krokodil.

Von Br. August Cagol, F. S. C.



Die bekannte Panzereidechse, die bis zu sechs Meter lang wird, ist eines der gefährlichsten Raubtiere, dessen mit furchtbarem Gebiß ausgestatteten Rachen alljährlich mehr Menschen verfallen, als jedes andere afrikanische Tier tötet.

Das für den Haushalt benötigte Wasser wird

sie von Eingeborenen zum Schmucke getragen werden. Er übergab sie dem Ortshauptling, der sie reinigen ließ und dann durch seine Leute feststellen konnte, daß sie nicht weniger als 26 eingeborenen Personen gehört hatten, die alle eine Beute des Krokodils geworden waren, als sie den Fluß auf einer Furt kreuzen wollten.



Swazifrieger

fast ausschließlich an Fluß- und Seeufern geschöpft, und bei dieser Gelegenheit ist es, daß die meisten Unglücksfälle durch Krokodile vorkommen. Die tückischen Reptilien liegen da auf der Lauer. Ein unvorsichtiger Schwarzer nähert sich; ein Kräuseln des Wassers entsteht; zwei knopfartige Dinger schwimmen auf der Oberfläche, die Augen des Krokodils; ein Knirschen, ein Schrei, ein Gurgeln des Wassers, und ein Mensch hat einen grausigen Tod gefunden.

Ein Jäger schoß kürzlich ein großes Tier und fand in dessen Magen fast 15 kg an unverdauten Gegenständen, Eisen- und Messingringe, Halsketten und Perlschnüre, alles Dinge, wie

Die Eingeborenen wurden vorsichtiger, indem sie sich beim Füllen ihrer Tongefäße nicht mehr ganz an den Rand des Wassers begaben, sondern sie allmählich mittels einer an einem Stecken befestigten Kokoschale füllten. Aber ihre Vorsicht wurde bald von den Krokodilen vereitelt, die sich im Ufergebüsch verbargen und, von hinten kommend, nichtsahnende Schwarze mit einem Schlage ihres mächtigen Schwanzes ins Wasser setzten.

Am Viktoriassee sind Preise auf Krokodils- eier und -köpfe ausgesetzt; 1 Schilling für je 10 Eier und 2—5 Schilling auf jeden Kopf des Reptils, je nach Größe.

Anfänglich war der Satz für ein Ei 1 Penny (1/12 Schilling) und 10 Schilling für den Kopf. Der bedeutende Unterschied fiel einem Europäer auf. Er sammelte Tausende von Krokodilseiern, lieferte sie aber nicht ab, sondern wartete das Auskriechen der jungen Tiere ab. Dann erschien er mit einer ganzen Zahl von Eingeborenen, die ganze Reihen kleiner Krokodilsköpfe aufgereiht wie Heringe einbrachten. In der Folge wurde festgestellt, daß die Köpfe von erwachsenen Tieren sein mußten. Die Eingeborenen traten mit Begeisterung in den Kampf gegen ihre geschworenen Feinde ein und brachten solche Mengen von Eiern, daß der Preis für sie herabgesetzt werden mußte.

Manche Schwarze haben das Eier sammeln zu einem ständigen Geschäft gemacht. Sie fanden bald heraus, daß des Krokodils Hauptfeind ein kleines, frettchenähnliches Tier sei, und es dauerte

nicht lange, bis zahlreiche dieser kleinen Tiere gefangen und gezähmt waren. Diese wurden auf die Suche mitgenommen und zeigten unter lautem Gequietsche die vergrabenen Nester mit Krokodilseiern an.

Zum Fange der ausgewachsenen Tiere streichen die mutigen Jäger die Wasserläufe ab, bis sie eines der großen Reptile schlafend finden. Dann schleichen sie sich mit der größten Vorsicht heran und bohren einen langen Speer zwischen die Schultern des Tieres, wodurch seine Beweglichkeit beeinträchtigt wird. Ein weiterer Lanzenstich ins Herz setzt allen Entweichungsgelüsten ein Ende. Auf diese Weise werden jährlich über eine Million Eier und mehrere 10 000 Krokodile in Britisch-Nitafrika und Uganda vernichtet. Trotzdem ist kaum eine Abnahme der unheimlichen Tiere zu bemerken.



Der Zauberer der Bahiri.

Eine Erzählung aus Kamerun von P. Johannes Edmonds S. C. J.*



1. Kapitel.

Schwerer Abschied.

P. Hermanns, der Obere der Missionsstation Dopolinda am Rande des Kameruner Vrglandes, saß beim Schein der flackernden Windlaterne an seinem grob gezimmerten Tisch und arbeitete an der Sonntagspredigt. Aber es ging heute nicht besonders schnell voran, denn seine Gedanken beschäftigten sich immer wieder mit seinem Konfrater, dem P. Breuer, der gerade auf einer Missionsreise war und seit einer Woche zurück erwartet wurde.

Ein Blick auf die tickende Taschenuhr riß ihn aus seinem Träumen: Veinache schon halb elf! Es ist Zeit, daß ich zum Schluß eile, sonst wird es Mitternacht, ehe ich zur Ruhe komme.

Emsig arbeitet der Missionär an seiner Predigt weiter. Da stürmt jemand eilig heran und klopft an die groben Holzläden.

„Wer ist da?“ — „Ich bin es, Lenjo, dein Boy!“ — „Was gibts so spät in der Nacht?“ — „Pater, sie kommen! Ich habe soeben den Ruf Mojifos gehört.“

Der Missionär springt erregt in die Höhe, öffnet die groben Fensterverklappungen, welche die fehlenden Scheiben ersetzen müssen, und horcht gespannt in die sternklare Nacht hinaus. „Ich höre nichts, Lenjo! Du wirst dich wohl getäuscht haben.“ — „Nein, Pater, ich bin sicher, daß es Mojifos Stimme war.“ — „Wir werden bald sehen, ob es sich so verhält. Da — ja, jetzt meine ich es auch gehört zu haben!“ Da ertönt von neuem und viel deutlicher der Ruf in die stille Nacht hinein. „Ohio — ohio — ohio“, trillert und jöhlt es hintereinander. Plötzlich leuchten drüben hell zwei Lichter

auf, zwei Fackeln, die den Trägern den Weg zeigen und von den Boys zum Zeichen der Freude in Kreisen durch die Luft geschwenkt werden.

Lenjo, der schwarze Boy des P. Hermanns, hielt die beiden Hände trichterartig an den Mund und gab den frohen Ohio-Ruf den Ankommenden zurück, und Pater Hermanns schwenkte mit seiner Windlaterne hin und her. In seinen Zügen zeigte sich diesmal statt der Freude etwas wie Trauer und Wehmut. Er schloß die Läden und trat hinaus ins Freie.

Die bereits in süßer Ruhe liegenden Schulbuben mußten die frohen Rufe gehört haben. War das ein Johlen und Rufen, ein Grüßen und Jauchzen, als die schwarze Schar sich vor dem Wohnhaus der Missionäre einfand, laut hinübergrüßte und von drüben begrüßt wurde! Wie die Jugend sich freute, ihren weißen Vater und Lehrer, der so lange fortgewesen war, nun bald wiederzusehen!

„Armer Pater Breuer, wenn du wüßtest, was ich dir zu melden habe und was dir bevorsteht!“ sagte leise für sich der Missionär. „Diesmal wird die Freude des Wiedersehens stark mit Wehmut gemischt sein.“

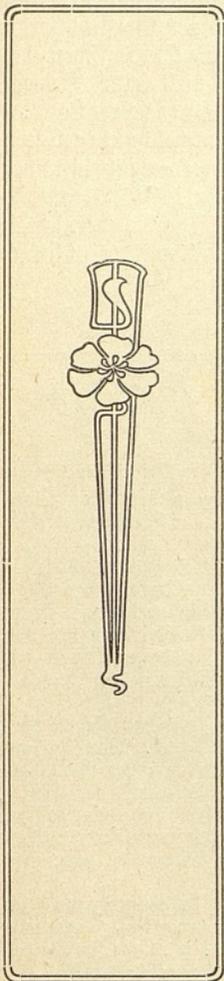
P. Breuer war vor ungefähr zwei Monaten mit Mojifo und Kembä, den beiden Boys, und acht Trägern zu einer Aufklärungsreise in den Norden des kaum erschlossenen, ungeheuren Missionsgebietes ausgebrochen, um dort die Möglichkeiten neuer Missionsgründungen auszukundschaften. Wegen seines anerkannten Sprachtalentes und vor allem wegen seines Mutes, seiner schnellen Entschlossenheit und bewunderungswürdigen Anpassungsfähigkeit hatte der Missionsbischof ihn mit dieser nicht ungefährlichen, aber äußerst wichtigen Reise beauftragt, und nun kehrte er zurück. — Traurige

* Mit gütiger Druckerlaubnis der Aachener Missionsdruckerei N.-G., Aachen (Rhd.).

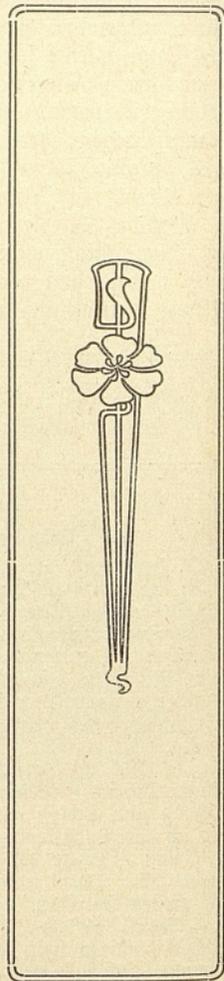
Dinge hatte P. Hermanns seinem lieben Mitbruder mitzuteilen. Schon mehrere Tage hatte er überlegt, wie er in schonender Weise sich der unangenehmen Aufgabe entledigen könne, aber alles war letzten Endes nicht so schlimm und niederschmetternd wie das eine, das mit Ulambi und Benjo. Und nun gerade noch zu der Zeit, wo die Freude des gegenseitigen Wiedersehens bevorstand, wo die Jugend dem lange abweisenden Vater

schien gar nicht müde zu sein, hatte sogar noch Lust zum Scherzen! Unmöglich konnte er alle Fragen beantworten, die von rechts und links an ihn gerichtet wurden.

Sie fragten ihn, ob er auch am Montag in die Schule komme, ob er ihnen von der Reise erzählen würde, ob er ihnen nichts mitgebracht habe, ob er — sie wären an kein Ende gekommen, wenn nicht der



Schillufjüngling mit auffallender Haartracht.



so laut entgegenjubelte, wo alles froh gestimmt sein sollte.

„Am liebsten wäre es mir, ich könnte alles verheimlichen.“

Der Missionsobere nahm jetzt wieder eine heitere Miene an und ging seinem Mitbruder entgegen. Zwei Missionäre, zwei innig verbundene Freunde, drückten sich warm die Hand und grüßten sich herzlich. Die schwarze Jugend umdrängte die beiden Priester, die ihnen Vater und Mutter, Freund und Helfer geworden waren. Wie P. Breuer so herzlich lachen konnte! Er

Pater Hermanns seinen Mitbruder ins Haus geholt und die Buben in ihre Schlafhäuser geschickt hätte.

Es war schon längst Mitternacht vorbei, und noch immer war der Reiseontel am Erzählen. Er fand kein Ende. All die seltsamen Gebräuche und Sitten dieser wilden Völker fesselten aber auch zu sehr. Bis ins kleinste schilderte er das Begräbnis des Häuptlings von Rufene und den eigenartigen Brauch, den er in Mubadji erlebte, wo er sah, wie man eine tote Frau ausgrub, um sie dann auf einem Holzstoß zu verbrennen, weil der Zauberer herausgefunden hatte, daß sie Schuld

sei am Tode dreier Leute, die kurz nach ihrem Begräbnis starben.

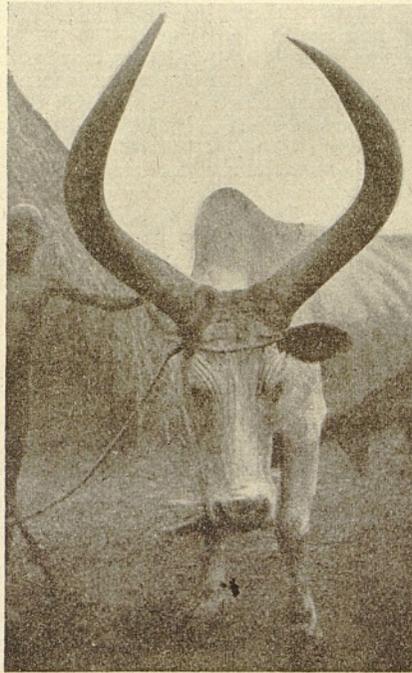
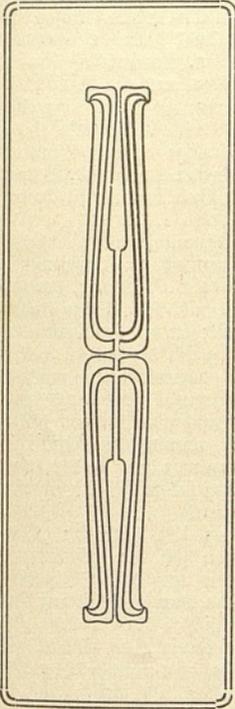
P. Hermanns hörte schweigend zu und schaute manchmal mit wehmütigen Blicken auf den Erzähler, als wenn er sagen wollte: „Armer P. Breuer, wenn du wüßtest . . .!“

P. Breuer merkte wohl, daß etwas Besonderes in der Seele seines Mitbruders vorgehe. Er brach seinen Bericht plötzlich ab und fragte: „Du bist mit einem Male so eigenartig. Ist dir nicht wohl? Oder ist etwas vorgefallen, was dich besonders drückt?“

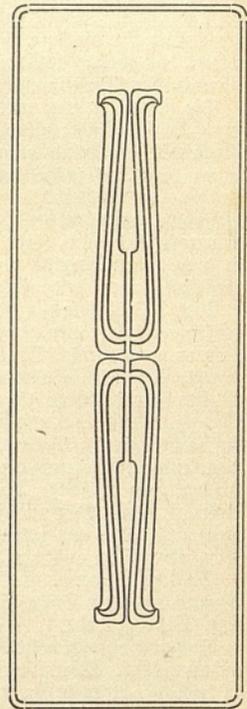
Der gute Missionsobere durfte nun nicht mehr zurück. Statt aller Antwort öffnete er die Tischlade und entnahm ihr einen Brief.

für den wichtigen Posten gefunden zu haben. In Dpolinda haben Sie die großen Schwierigkeiten der Gründung miterlebt. Die Sprachenfrage auf dem neuen Posten werden Sie spielend lösen, dafür bürgen mir das Dpolinda-Wörterbuch, die Grammatik und die Übersetzung des Katechismus, die ich nur mit freudigem Staunen durchsehen konnte. Die bereits erworbenen Kenntnisse der Bahirispache, die Sie sich im Verkehr mit Uambi angeeignet haben, geben mir die Gewähr, daß sie der geeignete Mann für die neue Mission sind.

Wein lieber Vater! Ich kann mir denken, daß der Abschied aus dem schönen Dpolinda Ihnen schwer wird, aber Sie werden das Opfer bringen. Ich segne



Afrikanischer Ochs.



„Ein Brief vom Bischof!“ rief P. Breuer erstaunt. „Bringt er schlimme Nachricht?“ — „Ja und nein,“ erwiderte der andere. „Du bist versetzt und sollst eine neue Station bei den Bahirinegern gründen.“ P. Breuer entfährt sich. „Versetzt!“ antwortet er erstaunt. „Ich — ich soll eine neue Station bei den Bahiri anrunden? Ich?“ Mechanisch nahm er den Brief in die Hand und las die Zeilen. Güttig und mild wie immer schrieb der Bischof:

„Mein lieber Vater Breuer!

Ein großes Werk steht in Frage, und da habe ich an Sie gedacht. Schon seit langer Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, bei den Bahiri eine neue Station zu gründen. Aus mehr als einem Grunde müssen wir bald beginnen. Ich glaube in Ihnen den rechten Mann

Sie und Ihre neue Mission und bete täglich zum göttlichen Missionär um den Segen des Himmels.

Ich verbleibe Ihr Freund und Vater in Christo.

† Johannes Augustinus.“

P. Breuer war still geworden. Was der Bischof verlangte, war allerdings ein schweres Opfer. Auch der Missionär, dem das Opfer zur Gewohnheit geworden ist, kann sich an liebgewordene Orte und Personen, an eine bestimmte Station derart gewöhnen, daß die Trennung schwer wird. Nun war es an P. Hermanns, zu reden und den treuen Freund zu trösten und zu ermuntern.

Und P. Breuer gewann allmählich seine Ruhe und Fassung wieder, denn er war ein ganzer Missionär, der zu jedem Opfer bereit gewesen wäre. Der Wunsch des Bischofs war ihm heilige Pflicht, und so sagte er:

„Gut! Ich gehe nach Bahiri! Uambi wird sich freuen, wenn er das hört.“

Der Obere hätte daraufhin beinahe die Sache mit Uambi verraten, aber er hielt das Wort noch im letzten Augenblick zurück. Statt dessen holte er ein zweites, schwarzumrandetes Schreiben aus der Tischlade und sagte: „Du hast soeben mutig ein Opfer gebracht, so wirst du nun auch leichter ein zweites, noch schwereres deinem Heiland bringen. Am besten ist es, du sprichst gleich, ehe ich dir den Brief gebe: „Herr, dein Wille geschehe!“

„So sei es denn, „Herr, dein Wille geschehe!“ — „Ist es ein Brief aus der Heimat? Von der Mutter vielleicht?“ — „Ja.“ P. Breuer, der sich ausgerichtet hatte, sank auf seinen Stuhl zurück und fragte tonlos: „So ist es denn geschehen?“ — „Ja“, antwortete der Missionsobere. „Es ist geschehen. Veten wir ein „De profundis“ für die tote Mutter. Morgen werden wir bereits das heilige Opfer für sie darbringen und am Montag das Seelenamt halten.“

Die beiden knieten nieder und beteten für die teure Tote. Als sie geendet hatten, drückte P. Hermanns seinem Mitbruder die Hand zum Zeichen des Beileides und sagte: „Sie hat ausgelitten. Wer wie sie die schweren Prüfungen des Leidens in heiliger Geduld und Ergebung getragen hat, der ist glücklich zu preisen. Deshalb trauere nicht! Fünf Jahre lang hat sie gelitten. Daß sie dich frohen Herzens nach Afrika ziehen ließ, zeugt von christlichem Heldenstimm.“

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Der gute Vater saß stumm und tränenlos da. Es war ein herber Schmerz, aber er weinte nicht. Längst hatte er diese Nachricht erwartet. Schon bei seinem Abschied von Europa war die Mutter schwer leidend gewesen, und wie in sicherer Vorahnung hatte sie ihm mit zitternder Hand ein Kreuzchen auf seine Stirn gezeichnet, als er vor ihrem Krankenlager niederkniete und den Abschiedssegens erbte. „Geh zu den armen Heiden und mach' viele von ihnen zu Gotteskindern. Hier in diesem Leben sehen wir uns nicht mehr. Gib mir jetzt auch deinen Segen und segne mich jeden Tag aus der Ferne!“

„So war es denn nun geschehen! Er würde seine Mutter in diesem Leben nicht mehr wiedersehen. „Herr, dein Wille geschehe!“

Und noch einmal holte P. Hermanns zu einer Trauermeldung aus. Es mußte gesagt werden, so ungern er es auch tat. Aber besser, er selber berichtete diese aller schlimmste Botschaft, als daß der gute Vater sie morgen auf vielleicht rücksichtslose Art von den Schwarzen erführe.

„Sprich noch einmal: Herr, dein Wille geschehe!“ dann wirst du den Schlag leichter aushalten. Schwer ist das Kreuz, das der Herrgott dir zu tragen gibt.“

P. Breuer senkte das Haupt und blickte einige Augenblicke starr auf den Boden, dann sagte er leise: „Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe, o Herr!“

„Nun kann ich es sagen. Jenjo ist tot.“ — „Jenjo, der erste Lehrer und Katechist?“ fragte der Vater. „Jetzt erst kommt das Schlimme. Uambi hat ihn erschlagen und ist seit jenem Tage spurlos verschwunden.“

Der Eindruck dieser Worte war niedererschütternd. Wahrscheinlich, das war der härteste Schlag, das war das schwerste Kreuz. „Uambi, wie konntest du mir das antun!“ seufzte still und gebrochen der arme Missionär. Nun stürzten ihm die Tränen aus den Augen, die vorher bei der Todesnachricht tränenlos geblieben waren.

Hauptmann von Wendt, der auf einem Kriegszuge durch Bahiri gekommen war, hatte bei der Rückkehr

die beiden Freunde getroffen, als sie zur Gründung ihrer Mission nach Upolinda zogen. Von dem Bahiri-häuptling hatte er einen kleinen, kaum zehnjährigen Buben als Kochboy erhalten. Der Bub war aber so wild, so ungeheilig und trotzig, daß der Offizier nichts mit ihm anfangen konnte. Weder mit Güte noch mit Strenge war ihm beizukommen, und so bat er die Missionäre, sich seiner anzunehmen.

P. Hermanns nahm den Knaben mit, aber seine Kunst verlagte ebenfalls. P. Breuer nahm sich seiner an, und Uambi faßte etwas Zutrauen zu ihm. Mit Strenge war nichts zu erreichen. Es kostete unbeschreibliche Geduld, ihn zu unterrichten, seine wilden Streiche in Ruhe und Gelassenheit hinzunehmen. Wie war der Bub so rachsüchtig und unerträglich, so jähzornig und gar diebisch! Im Lügen war er ein Meister. Mit allen Schülern lag er in beständigem Streit, als sei ihm das eine Lebensnotwendigkeit! Zweimal hatte er sogar den Häuptling von Upolinda bestohlen. Körperliche Strafen bewirkten das Gegenteil von dem, was sie bezweckten.

Die Geduld P. Hermanns war zu Ende. Er wollte ihn durch einen Schwarzen bis in die Nähe des Bahiri-dorfes Uuabengi, das gut sechs Tage weiter im Innern lag, bringen lassen. Immer wieder bettete P. Breuer um Nachsicht, und so blieb der Bub, den alle fürchteten und mieden.

Erst im zweiten Jahr bemerkte man einen Umschwung; es gelang, den wilden Sinn wenigstens einigermaßen zu brechen. Uambi war gern beim P. Breuer, der ihn sehr oft mitnahm und dann niemals über ihn zu klagen hatte; aber wenn das Zusammenleben mit den Upolindabuben anfang, begannen auch gleich die wilden Sitten und angeborenen Fehler sich bemerkbar zu machen. Kurz vor der großen Reise P. Breuers hatte der Bahiri-knabe sich einen groben Fehler zuschulden kommen lassen und zur Strafe seinen guten Freund, den Missionär, nicht begleiten dürfen. Und nun war denn in der zweimonatigen Abwesenheit das Unglück geschehen! So war alle Mühe doch umsonst gewesen!

P. Hermanns berichtete kurz den Hergang: „Vergangenen Mittwoch vergnügten sich die Schüler wie gewöhnlich in der Mittagspause mit dem Schleiern ihrer Lanzen. Bis nach ein Uhr war ich selbst auf dem Spielplatz und führte die Aufsicht. Alles vollzog sich in der größten Ordnung, bis Jenjo mich abließ. Es war ein Wettspiel im Gange, bei dem Uambi die größte Aussicht hatte, Sieger zu werden. Du weißt, daß er ein leidenschaftlicher Lanzenwerfer war. Aus dem Kampfspiel ging jedoch gegen alles Erwarten Embida als Sieger hervor, und Uambi sah sich übertroffen. Da entbrannte sein furchtbarer Zähorn. Der Jubel der Siegerpartei brachte ihn in unbeschreibliche Wut, so daß er dem Embida die Lanze entriß, sie in Stücke zerbrach und ihm vor die Füße warf. Der Katechist stellte den zornwütigen zur Rede und gab ihm eine derbe Strafe, die Uambi anscheinend willig hinnahm. Am Donnerstag morgen war Jenjo nicht mehr in seiner Wohnung. Man fand eine Blutspur, die eine Strecke weit bis zum Walde führte und dann nicht mehr zu sehen war. Kurz nachher meldeten die Schüler, daß Uambi ebenfalls verschwunden und nirgendwo zu finden sei. Ohne Zweifel hat er Jenjo wegen der Strafe heimlich in seiner Wohnung ermordet und irgendwo im Walde vergraben. Um sich der Strafe zu entziehen, hat er sich dann auf und davon gemacht. Die ganze Schule hat die Gegend durchsucht, den Wald, den Bach, die Steppe, aber nirgend fand man eine Spur des Mörders.“ (Fortf. folgt.)